

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Gerhard Weissensteiner

MEINE LANGE REISE  
FERNAB  
DES TÄGLICHEN LEBENS

Gerhard Weissensteiner  
MEINE LANGE REISE FERNAB  
DES TÄGLICHEN LEBENS

*herausgegeben von* Richard Pils

ISBN 978-3-99028-342-4

© *Verlag* Bibliothek der Provinz  
A-4040 Linz, Pfeifferstraße 1  
[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

Umschlagfoto: Rußkäfer – Privatbesitz

## WIDMUNG

Dieses Buch widme ich Evelyn, die mir bereits über sehr viele Jahre hinweg in höchster Not und Verzweiflung zur Seite stand. Meinen Kindern, die mich aufmunterten und durch ihr Dasein anspornten, am Leben zu bleiben, und nicht zuletzt allen beteiligten Ärzten, die dies mit ihrer Kunst vorerst auch zustande brachten.

### *Erklärung:*

*Die in diesem Buch geschilderten Vorfälle und Verhältnisse sind ausschließlich meinem persönlichen Erleben entnommen. Ich war bemüht, mit allen genannten Personen aus Gründen des Personenschutzes vor der Veröffentlichung Kontakt aufzunehmen und deren Einverständnis dazu einzubohlen.*

*Die medizinischen Ausdrücke entstammen meinen Befunden. Ich war bemüht, diese so weit wie möglich auch für uns Nichtlateiner verständlich zu machen.*

*Meine Erzählungen aus jener Zeit, als ich Polizeibeamter war, beziehen sich nur auf meine Person im Hinblick auf meine Erkrankung und die damit verbundenen Umstände bei meiner Pensionierung.*

*Es liegt mir fern, daran beteiligte Personen, die im Übrigen nicht namentlich genannt werden, zu beleidigen, ihnen übel nachzureden oder sie in ihrer Ehre zu kränken. Ich versuche nur wiederzugeben, wie deren Entscheidungen meine damalige Situation beeinflusst haben und dadurch meine Seele Schaden genommen hat.*

*Es werden keine Amtsgeheimnisse ausgeplaudert, sodass der Tatbestand des § 310 STGB (Verletzung des Amtsgeheimnisses) nicht zum Tragen kommen kann.*

*Zu allen meinen Ausführungen kann der Wahrheitsbeweis jederzeit angetreten werden.*

## INHALT

Meine lange Reise fernab des täglichen Lebens . . . . .	7
Vorgeschichte . . . . .	9
Der Durchbruch . . . . .	15
Der Schock . . . . .	28
Die Rückoperation . . . . .	31
Erste Bruchoperation . . . . .	52
Zweite Bruchoperation . . . . .	59
Dritte Bruchoperation . . . . .	63
Schulterluxation . . . . .	66
Atherom . . . . .	72
Kunststoffnetzeinbau (Mayo-Plastik) . . . . .	74
Die Abstoßung . . . . .	83
Netzausbau . . . . .	91
4. Bruchoperation . . . . .	103
5. Bruchoperation (Laparoskopie) . . . . .	112
Erster Darmverschluss . . . . .	115
Universitätsklinik Innsbruck – Plastische Chirurgie . .	125
Zweiter Darmverschluss . . . . .	140
Dritter Darmverschluss . . . . .	151
Der Sturz . . . . .	159
Schlagerl . . . . .	170
Neuromyotonie (Isaacs-Syndrom) . . . . .	178
Herzlichen Dank . . . . .	190

MEINE LANGE REISE  
FERNAB DES TÄGLICHEN LEBENS

Die folgende nicht alltägliche und trotz vieler Schmerzen, unzähliger Enttäuschungen und zeitweise völliger Hilflosigkeit humorvolle Schilderung einer nun fast zwanzigjährigen schweren körperlichen und einer damit einhergehenden seelischen Erkrankung beruht auf einer wertvollen Gabe, die mir glücklicherweise zur Verfügung steht.

Humor ist eine Gabe, die man entweder besitzt oder nicht. Er wurde mir in die Wiege gelegt. Ich habe ihn von dort heraus in mein Leben mitgenommen und ihn zur richtigen Zeit und am richtigen Ort zur Verfügung gehabt. Diese Kunst wurde mir Gott sei Dank von meinem Vater mitgegeben.

Mit diesem Erbe kann ich auch große und schier unlösbare Probleme klein aussehen lassen und so manche sichtbare, aber auch unsichtbare Wunde schneller heilen.

## VORGESCHICHTE

Ich bin 1955 in Großraming im Ortsteil Brunnbach geboren. Brunnbach liegt am Rande des „Hintergebirges“ im jetzigen Nationalpark Kalkalpen.

Mein Vater war dort Holzknecht und konnte gemeinsam mit meiner Mutter für uns Kinder – ich habe noch zwei Schwestern – in einer eher nicht so begüterten Zeit für ein unbeschwertes und sorgenfreies Aufwachsen sorgen. Wir hatten immer genug zu essen.

Ich verlebte meine Kindheit bis zum 15. Lebensjahr in Brunnbach wie in einem Paradies. Abgesehen von den üblichen Kinderkrankheiten war ich nie ernstlich krank.

Mein Vater verstarb nach einer Herzkranzgefäßkrankung bereits mit 53 Jahren an einem Hinterwand-Herzinfarkt. Er hat als einer der letzten „richtigen“ Holzknechte sein Leben lang im Dienst schwerstens gearbeitet und auch in seiner Freizeit für uns, also seine Familie, gerackert und geschuftet, damit es uns an nichts fehlte. Er hatte nie Urlaub. Vielleicht ist sein früher Tod auf diesen Umstand zurückzuführen. Aber wer weiß das schon.

1970 begann ich eine Lehre als Kellner im Taborrestaurant in Steyr. Dieser Berufswunsch stand nach einem unvergesslichen Erlebnis für mich schon etwa ab dem 10. Lebensjahr fest.

Die Lehrstelle im Taborrestaurant in Steyr zu bekommen, war für meine weitere Laufbahn als Kellner und Wirt von großem Vorteil. Mit einem Lehrabschlusszeugnis vom Taborrestaurant war einem in ganz Österreich, aber auch darüber hinaus in den besten Hotels und auf jedem Schiff Tür und Tor geöffnet. Zu dieser Zeit hatte die Ausbildung zum Koch und Kellner noch „Hand und Fuß“ und war etwas Wertvolles.

Heute schaut so mancher dreimal „Lafer – Lichter – Lecker“ und schon glaubt er, kochen und in der Gastro-

nomie mitmischen zu können. Beim Beruf Kellner meinen wiederum viele, da brauche man gleich gar nichts lernen. Ein paar Teller tragen könne man bald.

Und dann kommen sie daher. Die Speisekarte der Woche auf dem Hemd und das „Hangerl“ (Servierserviette) über der Schulter. In den letzten Jahren muss ich immer öfter feststellen, dass dem Personal auch in der gehobenen Gastronomie die nötige Ausbildung fehlt. Wird wohl in der heute wirtschaftlich schwierigen Zeit eine Frage der Bezahlung sein.

Als Kellner war ich berufsbedingt sehr oft unter Stress. Außerdem genoss ich auch nach der Dienstzeit das Steyrer Nachtleben und hatte sehr oft keine Zeit, richtig auszuschlafen. Alkohol trank ich mäßig, aber regelmäßig. Der eine oder andere Rausch war auch dabei.

Nach der Beendigung der Lehrzeit wurde 1974 bei der Stellung für das Bundesheer eine Nierenbeckenentzündung festgestellt. Ich wurde bis 1976 vom Präsenzdienst befreit. Diesen leistete ich dann von 1976 bis 1977 in Steyr ab. Ich war auf Grund dieser Erkrankung nur eingeschränkt tauglich und kam als sogenannter „Systemerhalter“ sofort in das Unteroffizierscasino. Als gelernter Kellner war ich natürlich gefragt und ich hatte diese Aufgabe innerhalb weniger Tage voll im Griff. Diese Zeit war eine der schönsten. Ich wurde auch nach dem Abrüsten noch jahrelang gemeinsam mit meiner Frau zu den diversen Festen und zu den Silvesterfeiern dorthin eingeladen. Viele der Offiziere und Unteroffiziere wussten meine Arbeit zu schätzen und sind heute noch wahre Freunde. Wurden sie doch von mir im Casino damals bedient wie in einem First Class Restaurant.

Beim Bundesheer begann ich vermutlich aus Langeweile zu rauchen. Ich inhalierte ab diesem Zeitpunkt täglich bis zu 40 Zigaretten. 1990 hörte ich schlagartig mit dem Rauchen auf und habe bis heute auch nie wieder eine Zigarette angerührt.

Und das kam so: Meine zweite Frau Evelyn konnte aus unerklärlichen Gründen trotz beiderseitigem Kinderwunsch über Jahre hinweg nicht schwanger werden. Eines Tages kam sie zu mir in mein Büro und sagte mir, dass es endlich geklappt habe und sie unser erstes Kind erwarten würde. Sie arbeitete zu dieser Zeit noch als Diätköchin im Altenheim Steyr und wurde von mir nach Arbeitsende täglich von dort abgeholt. Vorher kehrte ich immer im Gasthaus der Sporthalle am Tabor ein, das zu dieser Zeit von meinen ehemaligen Chefleuten vom Taborrestaurant geführt wurde.

Ich saß an meinem Stammpfad an der Theke, und als ich die letzte Zigarette geraucht hatte, legte ich mein leeres Päckchen auf den Tresen. Ohne mich zu fragen, drehte sich der Wirt um, griff in die Zigarettenlade und legte ein neues Packerl vor mich hin.

Ich sagte zu ihm: „Danke Karl, aber ich brauche keine mehr. Ich habe soeben mit dem Rauchen aufgehört.“ Er schüttelte nur den Kopf. Sagte nichts, aber ich merkte ihm an, dass er mich insgeheim für „deppert“ erklärte. Doch das hielt ich aus, und es war wirklich meine allerletzte Zigarette. Würden alle Männer, die erfahren, dass sie Vater werden, sofort und mit aller Konsequenz zu rauchen aufhören so wie ich, würde die Lungenkrebsrate schlagartig ganz weit nach unten rasseln.

1976 heiratete ich meine erste Ehefrau. Aus dieser Ehe entstammt mein Sohn Michael. Die Ehe wurde nach fünf Jahren 1981 einvernehmlich geschieden. Nach der Scheidung folgte ein vier Jahre andauernder Streit um das Besuchsrecht. Dieser Streit kostete mich unbeschreiblich viel Substanz.

Mit Michael hatte ich immer ein inniges Vater-Sohn-Verhältnis, was sich bis heute nicht geändert hat. Ich hab ihn genauso gern wie Stefanie und Florian, meine Kinder aus zweiter Ehe. Seit 1981 lebe ich mit meiner Frau Evelyn, die ich 1989 geheiratet habe, glücklich zusam-

men. Auch sie hat Michael seit jeher wie ihr eigenes Kind behandelt und aufgenommen.

1978 trat ich in den Dienst der Polizei in Steyr ein und hatte 15 Jahre regelmäßig auch Nachtdienst zu versehen. Der zwölfstündige Nachtdienst tat mir körperlich sehr weh. Man hatte zwar zwischendurch, wenn gar nichts los war, die Möglichkeit, sich für drei Stunden im Ruheraum hinzulegen und auch die Augen zuzumachen. Das kam aber selten vor, und wenn, dann war das Aufstehen und bei jeder Witterung wieder den Rayon Abgehen noch brutaler. Und wehe du hast gewagt, ein paar Minuten vor Ablauf der drei Stunden wieder ins warme Wachzimmer zurückzukehren. Da hat dann so mancher Kommandant belehrend und tadelnd auf die Uhr geschaut. Und genau diese Vorgesetzten waren es, die den Nachtdienst missbrauchten, um so manches Stündchen bei einem Schäfchen zu verbringen. Wenn ein solcher wiederkam, hieß es bei uns immer: „Der Schäfer kommt von seiner Weide zurück.“

Die anfallende Arbeit wurde von uns eingeteilten Beamten erledigt. Wenn der Wachzimmerkommandant dann ausgeschlafen am Morgen aufstand, brauchte er nur noch das von uns Niedergeschriebene unterschreiben und zufrieden und befriedigt zu seiner Frau nach Hause fahren. Eigentlich unerträglich, beschämend, rücksichtslos und besonders verwerflich, weil jeder „Gottoberste“ davon wusste und nichts dagegen unternahm. Zu einem Vorgesetzten sagte ich einmal: „Ein Dienstführender ohne Eingeteilte ist ungefähr so wie Afrika ohne Affen.“ Ich glaube, er hat meinen „Schmäh“ nicht wirklich verstanden.

Es gab aber auch ganz andere Vorgesetzte. Die standen hinter ihrer Mannschaft, und wehe einem Mitarbeiter ihrer „Crew“ wurde Unrecht getan. Es kam nicht nur einmal vor, dass sich der Kommandant der Funkstreife am Morgen in seine Lederjacke zwängte und wortlos das Wachzimmer in Richtung Schloss Lamberg zur Polizeidirektion verließ. Da wussten wir dann alle: „Jetzt staubt's.“ Wenn er

zurückkam, waren alle Ungereimtheiten ausgeräumt. So einen Kommandanten kannst du dir nur wünschen.

Bis zu meiner Zeit als Verkehrserzieher, wo ich dann mein eigener Chef war, war ich mit keinem der Vorgesetzten jemals per Du. Und genau dieser gegenseitige Respekt war für ein gutes Arbeitsklima ausschlaggebend.

Kaum waren die „alten Chefs“ in Pension und die jungen Kommandanten als Vorgesetzte nachgerückt, kam es zwischen ihnen und den anderen Beamten zu einer für mich völlig unbegreiflichen und unakzeptablen Verbrüderung. Jeder war mit jedem per Du und bei „Karli hin“ und „Hansi her“ war die erforderliche Achtung nicht mehr vorhanden und der „Freunderlwirtschaft“ Tür und Tor geöffnet. Da war ich schon froh, bei „diesem Arbeiten“ nicht mehr mitmachen zu müssen.

Von 1981 bis 1987 pachtete ich neben meinem Polizeidienst noch ein Gasthaus, das ich gemeinsam mit meiner Frau führte. Es war das Polizeisportheim in Steyr im Ortsteil Münchenholz. Es hatte Sitzplätze für etwa fünfzig Personen. Bei Schönwetter hatten über hundert Personen Platz. Die Küche war kleiner als die in unserem Vier-Personen-Haushalt. Dafür war die Speisekarte wiederum größer.

Es gab da drei Kegelbahnen, einen Minigolfplatz, Tennisplätze und eine Asphaltbahn zum Stockschießen. Für alle diese Sportarten bestand eine eigene Sektion mit vielen Mitgliedern, dazu kamen noch viele Stammgäste. Sozusagen ein „dodlsicheres“ Geschäft. Ich war Chef, die Evelyn meine Angestellte und ab und zu, meistens bei größeren Veranstaltungen, hatten wir eine Aushilfe. Sehr oft meine Mama, die dann stundenlang nur bei der Abwasch stand und das Geschirr wusch. Immer viel Arbeit, schöne Arbeit, gutes Geld, gute Gäste, viele Neider und einige wahre Freunde, die leider alle schon, so mancher in ganz jungen Jahren, verstorben sind.

Der zwölfstündige Schicht- und Wechseldienst als Polizist und die gleichzeitige Arbeit als Wirt waren äußerst ungesund. Mein Essverhalten geriet für viele Jahre aus dem Ruder. Einmal viel essen, dann wieder nichts essen, zwischendurch ein paar Bissen, immer angespannter Stress. Auch in der wenigen Freizeit ständig Ärger mit den Neidern, dem Finanzamt und mit dem Vormundschaftsgericht, und als Polizist jeden Tag Konflikte. Sehr wenig Schlaf, manchmal drei Tage durchgearbeitet, regelmäßig Alkohol. Geraucht wie ein Schlot.

Ich war jung, verspürte keine körperlichen Beeinträchtigungen und glaubte, völlig gesund zu sein. Ich hatte nie Bauchschmerzen und steckte die vielen Unannehmlichkeiten einfach weg.

1993 wurden mir die Aufgaben der Verkehrserziehung für die Kindergärten und Schulen im Bereich der Stadt Steyr als Polizist übertragen. Ab diesem Zeitpunkt hatte ich nur noch Tagdienst zu versehen. Kein Sonn- und Feiertagsdienst mehr, und auch der kräfteraubende Nachtdienst fiel weg. Als Verkehrserzieher kehrte allmählich etwas Ruhe in mein hektisches Leben ein, bis sich 1994 völlig unerwartet über Nacht mein Körper für alle vorangegangenen Fehler rächte.

Ich werde versuchen, meinen Humor in meine Erzählung der folgenden fast 20-jährigen Krankengeschichte mit einzubringen, um auch traurige und schreckliche Passagen lesenswert zu machen.

Vielleicht kann der eine oder andere doch einen Zusammenhang zwischen meinem Lebenswandel in der Jugend und meiner Erkrankung erkennen.

Ich wünsche mir auch, dass das Schreiben meines Buches dazu beiträgt, dass so mancher dazu angeregt wird, nicht die gleichen Fehler zu begehen. Mehr auf seinen Körper achtet und nicht so wie ich mit seiner Gesundheit über Jahre hinweg, bewusst oder unbewusst, Schindluder treibt.

Es ist der 4. Juli 1994, so gegen 4 Uhr morgens. Ich habe Bauchschmerzen. Der Versuch, mich auf der Toilette zu erleichtern, bleibt erfolglos. Auch das Frühstück lasse ich stehen. Es schmeckt mir nicht. Ich bringe nichts hinunter. Was soll's, die Schmerzen einfach ignorieren. Ich muss ja um 7 Uhr meinen Dienst als Verkehrserzieher bei der Bundespolizeidirektion Steyr antreten. Und im Übrigen, ohne mich geht's ja gar nicht bei der Verkehrserziehung. Noch dazu, wo heute eine große Aktion gemeinsam mit dem ARBÖ geplant ist. Und außerdem, wegen so einer Kleinigkeit geht man nicht gleich in den Krankenstand.

Wir wollen heute gemeinsam mit Schulkindern jenen Autofahrern, die nicht angegurtet sind, mit dem Gurtschlitten demonstrieren, wie wichtig es ist, sich anzugurten.

In der Zwischenzeit ist es bereits Vormittag und die Aktion ist voll im Laufen. Es ist heiß, der Asphalt stinkt, mir ist schlecht, mein Bauch schmerzt und der Leibriemen ist schon um einige Löcher länger gemacht. Zwischendurch am Wachzimmer noch einmal die Toilette aufgesucht – aber wieder negativ. Also wieder zurück auf die Straße und so gegen 10 Uhr geht es nicht mehr. Ich melde mich bereits unter größten Schmerzen vom Dienst ab und fahre mit dem Funkwagen auf kürzestem Weg nach Garsten zu meinem Hausarzt. Schleppe mich in voller Montur in die Ordination und werde sofort von Dr. Eckhard untersucht. Mein Bauch ist inzwischen schon ganz groß und prall. Dr. Eckhard vermutet irgendeine Kolik. Der nächste Schritt ist die Einlieferung mit der Rettung in das Landeskrankenhaus Steyr. Der Funkstreifenwagen und die Pistole bleiben vorerst bis zur Abholung durch Kollegen beim Arzt. Also doch Krankenstand.

Nach der Erstuntersuchung im Krankenhaus stationäre Aufnahme im Altbau in der chirurgischen Abteilung im

Zimmer Nr. 6, dem größten auf der ganzen Station. Belegt immer mit sechs, bei Platznot mitunter auch mit bis zu acht Patienten.

Alles ganz alt. An der Decke Blutspritzer, vermutlich aus dem vorigen Jahrhundert. Egal, ich habe ganz andere Sorgen und wahnsinnig Bauchweh. Ein Arzt nach dem anderen kommt und untersucht, horcht und drückt. Dies verbessert meine Situation jedoch nicht. Ganz im Gegenteil. Schmerzmittel gibt es keine, denn dann wäre ja der Schmerz nicht mehr vorhanden und nicht mehr zu lokalisieren. Zwischendurch noch ein Röntgen der Lunge, natürlich im Stehen. Es ist fast nicht mehr zum Aushalten. Gott sei Dank wieder zurück ins Bett. So wird ein ganzer Tag, die ganze Nacht und noch ein Tag lang beobachtet.

Am zweiten Tag gegen 20 Uhr halte ich die Schmerzen nicht mehr aus und die Krankenschwester ruft den diensthabenden Arzt. Bei einer sofort durchgeführten Ultraschalluntersuchung, bei der Oberarzt Dr. Baumgartner bereits dabei ist, wird festgestellt, dass sich bereits Flüssigkeit im freien Bauchraum befindet und der Dickdarm durchgebrochen ist. Die genaue Diagnose: Perforierte Sigmadivertikulitis.

Dabei hatte ich vorher nie Bauchschmerzen oder irgendein anderes Problem mit dem Bauch. Auch für die Ärzte bei meinem Alter – ich war zu diesem Zeitpunkt erst 39 Jahre alt – unerklärlich. Im Nachhinein kam ich bei der Ursachenforschung gemeinsam mit den Mediziner zu dem Schluss, dass wahrscheinlich mein Essverhalten während meiner Zeit als Kellner und Gastronom – keine Zeit zum Essen, über längere Zeit nichts essen, dann wieder viel essen, viel ungesunder Stress, und dies über Jahre hinweg – zu meiner unentdeckt gebliebenen Erkrankung mit dem Namen Divertikulitis geführt hatte.

Nun brannte jedenfalls der Hut. Vom Untersuchungsraum wurde ich auf den Gang geschoben, Oberarzt Dr. Baumgartner, der die anschließende Operation durch-

führte, begab sich bereits in den Operationssaal und der inzwischen verständigte Herr Primar Hofrat Dr. Pressl kam dazu. Er setzte sich zu mir ans Bett und erklärte mir mit folgenden Worten meine Situation: „Nachdem ein einfacher Blinddarmdurchbruch – was im Vergleich zu Ihrem Problem im Bauch nur eine Kleinigkeit ist – schon zum Tod führen kann, müssen wir Sie jetzt sofort operieren. Wenn nicht, besteht absolute Lebensgefahr.“

Dann kam noch der Narkosearzt Oberarzt Dr. Wallner dazu, der mir beruhigend versicherte: „Sie brauchen keine Angst haben. Ich passe während der Operation auf Sie auf. Sie werden auch ganz bestimmt wieder wach.“

Zu Dr. Baumgartner hatte ich schon während der vorhergehenden zwei Tage vollstes Vertrauen gewonnen. Durch die beruhigenden und fürsorglichen Aussagen vom Herrn Primar und dem Narkosearzt fiel es mir dann eigentlich überhaupt nicht schwer, der Operation zuzustimmen. Im Übrigen hatte ich keine andere Wahl. Ich hatte ja außer meinem Leben nichts zu verlieren.

Das Ganze spielte sich im unterirdischen, eher dunklen engen Gang des Krankenhauses Steyr ab. Dieses Umfeld trug nicht gerade dazu bei, meine Stimmungslage zu verbessern. Ich kam auch nicht mehr zurück auf das Zimmer, sondern wurde sofort in den Operationssaal geschoben.

Dort war es hell, und die Vorbereitungen für die Notoperation waren in vollem Gange. Die Operationsschwester und das Narkoseteam waren sehr bemüht um mich und versuchten, mir meine inzwischen doch leise aufkeimende Angst zu nehmen. Lange hatte ich aber eh nicht Zeit, mich zu fürchten.

Dr. Baumgartner erklärte mir noch, dass ich im schlimmsten Fall mit einem Seitenausgang rechnen müsse, er dies aber erst während der Operation entscheiden könne.

Ich wurde auf den OP-Tisch gehoben, in die Vene wurde noch eine Nadel gesetzt, einige Kabel für die Überwachungsinstrumente angebracht, eine Sauerstoffmaske

über Mund und Nase gestülpt und das Narkosemittel eingeleitet. Das alles bekam ich noch mit. Aber nur kurz. Ich bat insgeheim meinen längst verstorbenen Vater, auf mich aufzupassen, da er ja jetzt ohnedies dazu Zeit hätte. Ich hatte überhaupt keine Angst mehr und das Eintauchen in die Narkose war eigentlich wunderschön. Von der stundenlangen Operation kann ich mich an absolut nichts erinnern. Ich habe nichts geträumt. Ich war ganz einfach nicht da. Ich denke mir, so könnte es auch nach dem Tod sein. Aber das werde ich ja, so sicher wie das Amen im Gebet, auch noch in Erfahrung bringen.

Um 5 Uhr erwachte ich in meinem Krankenbett. Ich konnte mich nicht bewegen, nur die Augen zur Seite drehen, und dort sah ich eine alte große Sauerstoffflasche. Ähnlich wie auf einer Baustelle. So langsam begriff ich, was passiert war. Ich war operiert, hatte über dem Mund eine Sauerstoffmaske, eine Magensonde, also einen Schlauch durch die Nase bis in den Magen, einen Harnkatheter und links und rechts in den Venen je eine Nadel, wo unaufhörlich Infusionslösungen und Antibiotika in den Körper eingeleitet wurden.

So lag ich da, und plötzlich saß die Evelyn neben mir und alles war gut. Jetzt wusste ich, das steh ich durch, denn meine Familie braucht mich ja und ich habe noch so viel zu erledigen. Und ich dankte dem Herrgott und meinem Vater, dass ich noch am Leben war.

Die nächsten zwei Tage ein Dahindösen. Bewegungsunfähig. Immer Schmerzen, doch mit Schmerzmittel mittels Infusion halbwegs erträglich.

Am dritten Tag der erste mir bewusste Wechsel des Verbandes. Da sah ich dann das gesamte Ausmaß der Katastrophe. Der Bauch geöffnet vom Brustbein bis zum Schambein. Mit 36 Stichen fein säuberlich wieder verschlossen. Dr. Baumgartner hätte auch als Schneider sicherlich eine gute Figur gemacht. Eine riesengroße

Wunde. Rechts am Unterbauch das Stoma. Beide Enden des durchtrennten Dickdarmes durch einen Schnitt aus dem Bauchraum nach außen gezogen und an der Bauchaußendecke angenäht. Darüber ein Plastiksäckchen. Links aus dem Bauchraum ein Schlauch, ein sogenannter Drain, der Wundsekret aus dem Körper in einen Beutel, der am Bett befestigt war, leitete. Also doch Seitenausgang.

Die medizinische Erklärung der Operation: „Sigma-segmentresektion (ein Stück Dickdarm wurde entfernt), Gelegenheitsappendektomie (der Blinddarm wurde bei dieser Gelegenheit auch gleich herausgeschnitten), protektive doppelläufige Transversostomie, Anus praeter (Seitenausgang).“

Mir bleibt aber auch gar nichts erspart, so waren meine ersten Gedanken. Kurzfristig brach für mich bei diesem Anblick eine Welt zusammen und meine Gefühle sprangen zwischen Verzweiflung und dem unbändigen Willen, auch dieses Problem zu meistern, hin und her.

Bei der Visite dann vom Arzt die Nachricht, dass der Seitenausgang nach einigen Monaten wieder zurückoperiert werden könne. Na, das war aber schon eine sehr gute Nachricht. Ab diesem Zeitpunkt beschloss ich, den Kampf aufzunehmen und alles dazu beizutragen, so schnell wie möglich wieder gesund zu werden.

Nach ein paar Tagen mit flüssiger Ernährung begann der Kostaufbau. Vorerst nur mit Suppe, dann mit Breikost. Das war aber ganz egal, ich hatte ja sowieso keinen Appetit. Das Schlimmste für mich war, ich musste gefüttert und die gesamte Körperpflege musste von den Krankenschwestern vorgenommen werden. Auch die Versorgung des Stomas, das heißt, das Wechseln des Plastiksäckchens wurde vorerst von den Schwestern übernommen. Meine Wunde wurde nicht nur mit den Nähten, sondern auch mit einem starken Mieder zusammengehalten.

Und so lag ich da. Alles tat weh. Am schlimmsten waren das Husten und das Lachen. Aber zu lachen hatte

ich ja ohnedies wenig. Zu trinken bekam ich in den ersten Tagen nichts. Wenn der Mund ganz trocken wurde, kam die Schwester und tupfte mit einem langen Holzstäbchen, an dem vorne Watte und etwas Flüssigkeit mit Zitronengeschmack war, die Mundhöhle aus. Aber mit jedem Tag wurde es besser. Ich bekam auch schon die Leiden meiner Bettenachbarn mit, und da begriff ich, dass ich mit meinem Elend nicht alleine war und es noch schlimmere Erkrankungen gab. Gott sei Dank ergab die während der Operation durchgeführte histologische Untersuchung, dass ich keinen Krebs hatte. So tröstete ich mich damit, dass ja das, was ich hatte, nur eine Kleinigkeit sei.

An meine Bettenachbarn von diesem Krankenhausaufenthalt kann ich mich nicht mehr genauer erinnern. Ich war zu sehr mit mir, mit meinem Körper und mit meinem Kranksein beschäftigt.

In den ersten Tagen kamen nur meine engsten Familienangehörigen zu Besuch. Doch schon am Anfang der ersten Woche nach der Operation besuchten mich der Leiter der Sicherheitswache und einige Kollegen aus den verschiedensten Wachzimmern. Zu diesem Zeitpunkt war mein Verhältnis zu den Vorgesetzten ja noch ungetrübt und alles eitel Wonne und Sonnenschein.

Sehr viele Stammgäste und Freunde aus der Zeit, in der ich das Polizeisportheim gepachtet hatte – und das lag ja nun bereits sieben Jahre zurück – kamen auch. Die Erinnerung an einen schönen Abschnitt meines Lebens wurde wieder wachgerufen.

Ab jetzt nur noch der Wunsch, so schnell wie möglich aus dem Krankenhaus entlassen zu werden. Mein einziger Gedanke: Ich muss hier raus! Außerdem wartet mein dreijähriger Sohn Florian ja auf mich. Aber wie soll ich ihn denn aufheben und an mich drücken, wenn ich doch mit meiner Wunde nichts heben darf? Es ist schon ein bisschen zum Verzweifeln.

Auch muss ich ja wieder zur Arbeit, denn was machen die Steyrer Kinder und Schüler ohne Verkehrserzieher? Ach was war ich in diesem Punkt doch für ein Narr. Aber davon später.

Nach Tagen der erste Versuch, vom Bett aufzustehen. Nur mit Hilfe einer Krankenschwester und für lediglich einen kurzen Moment möglich. Mir ist schlecht, alles dreht sich, mir wird schwarz vor den Augen, der Kreislauf bricht zusammen, ich bin noch ganz schwach und muss sofort wieder zurück ins Bett. Doch am nächsten Tag geht's schon ein bisschen besser. Ich beiße alle Zähne zusammen und so gelingt es mir schon nach wenigen Tagen, alleine das Bett zu verlassen und das Wichtigste, die nötigste Körperpflege, selbst vorzunehmen.

Es kam noch eine Stoma-Beraterin vom Orthopädiehaus „Heindl“ und erklärte meiner Frau und mir die richtige Versorgung des Seitenausganges. Das war gar nicht so einfach. Das Stoma musste mit einer Schablone ausgemessen werden. Der Umfang wurde dann auf eine klebende hautfreundliche Unterlage übertragen und ausgeschnitten. Vorher musste nach gründlicher Reinigung um das Stoma herum noch eine Salbe – es war, glaube ich, so etwas wie ein Dichtmittel – aufgetragen werden. Dann wurde die Unterlage, auf der sich ein Bajonettverschluss aus Plastik befand, auf die Haut geklebt. Und bei diesem Bajonettverschluss konnte man dann ein Plastiksäckchen befestigen, in dem der Kot aufgefangen wurde. Es gab da verschiedene Arten von diesen Säckchen. Es gab sie zum „Einmalgebrauch“, die wurden, wenn sie voll waren, ganz einfach entsorgt, aber auch solche, die unten offen und mit einer Klammer wieder zu verschließen waren. Diese konnte man mehrmals verwenden. Also das Ganze doch einigermaßen umständlich und aufwendig. Doch die Evelyn und ich waren überzeugt, dass wir auch das bewältigen würden, wo wir ja gemeinsam schon so viel geschafft hatten. Zu Hause wurden wir dann aber eines Besseren belehrt.

Es kam nicht nur einmal vor, dass wir im Bad saßen und bei der Versorgung des Stomas fast verzweifelte, weil gerade dann, als alles gereinigt war und wir im Begriff waren, die Platte auf die Haut aufzukleben, sich plötzlich der Darm entleerte. Ich hatte ja keine Kontrolle mehr darüber. Also wieder von vorne beginnen. Doch nach und nach bekamen wir das in den Griff. Auch das tägliche Anlegen des Mieders war problemlos.

Aber zurück ins Krankenhaus. Eine Infusion jagte die andere. Insgesamt bekam ich während dieses Krankenhausaufenthaltes so an die neunzig Infusionen, in erster Linie die „Ringer-Lösung“, damit der Körper nicht austrocknet, aber auch sehr viele Antibiotika. Und genau diese Antibiotika sollten mir zwanzig Jahre danach unwahrscheinliche Probleme bereiten. Auch dazu später.

Jeder Tag brachte eine kleine Besserung, und so wurde ich am 15. Juli in die häusliche Pflege entlassen. Mit dem Auftrag, mich am 18. Juli zur Entfernung der Nähte in der chirurgischen Ambulanz zu melden.

Die Freude, dass ich wieder zu Hause sein durfte, war bei allen riesengroß. Doch dann begannen die alltäglichen Probleme. Wir wohnten zu diesem Zeitpunkt in Steyr in einer Mietwohnung im dritten Stock. Aufzug gab es keinen. Ich war noch so schwach, dass mich meine Frau beim Hinaufgehen stützen musste. An den ersten Tagen zu Hause war nur Rasten und Ruhen angesagt. Und trotzdem kein Vergleich zum Krankenhaus. Denn hier hatte ich meine Ruhe. Konnte fernsehen, wann ich wollte, und ich fühlte mich im Umfeld meiner Familie – noch dazu, wo ich von allen bemuttert wurde – so richtig wohl.

Meine Schmerzen wurden mit Schmerztabletten, die ich vom Krankenhaus mitbekommen hatte, im Zaum gehalten. Es war für uns alle eine riesige Umstellung. Die größte Belastung ertrug jedoch meine Frau, die plötzlich Diät kochen musste, mir bei der Versorgung des Stomas half und mir alles, was ich brauchte, zu jeder Tages- und

Nachtzeit ans Bett brachte. Das war für sie sicher nicht immer ganz einfach und eine große Herausforderung. Auch weiß ich, dass sie große Sorgen und Ängste um mich hatte.

Und dann kam der 18. Juli 1994. Entfernung der Nähte in der chirurgischen Ambulanz.

Ich liege am Behandlungstisch und sehe zu, wie der Oberarzt eine Naht nach der anderen mit dem Skalpell aufschneidet und mit einer Pinzette die Fäden herauszieht. Wie schon erwähnt, es waren insgesamt 36. Und plötzlich geht die ganze Wunde auseinander, fast wie wenn man einen Reißverschluss öffnen würde. Das heißt, die Wunde ist infiziert und die Naht ist nicht wie vorgesehen zusammengewachsen. Schön langsam habe ich den Verdacht, dass bei mir nichts reibungslos ablaufen kann.

Von einer Krankenschwester wird die Wunde gesäubert, und der Arzt versucht sie nach einer örtlichen Betäubung sowohl mit neuen Nähten aber auch mit Strips wieder zu verschließen. Dies gelingt so weit, dass ich wieder nach Hause entlassen werden kann, aber mit der Bedingung, dass ich nun jeden Tag zur Wundkontrolle in die Ambulanz komme. Ist mir aber nun wirklich lieber. Und so fahre ich jeden Tag in die chirurgische Ambulanz, wo meine Wunde so lange gesäubert und versorgt wird, bis endlich nach wiederum etwa drei Wochen die neuen Nähte entfernt werden können.

Die Wunde heilte ganz schlecht und zu meinem Unglück hatte sich auch noch eine Fistel, aus der immer Eiter rann, gebildet. Diese zu behandeln, war wieder Sache von den Ärzten. In diesen Hohlraum wurde immer wieder Medizin in flüssiger Form eingebracht, bis sich die Lücke letztendlich auch wieder schloss. Ein Teil der Wunde war dadurch jedoch noch immer nicht zu und musste mit wenigen Stichen genäht werden. Das übernahm Oberärztin Dr. Kalisch. Narkose oder örtliche Betäubung

würde ich für diese paar Stiche nicht brauchen, denn bei einer örtlichen Betäubung müsse sie ja auch hineinstechen, meinte sie. Und so wurde halt ohne Betäubung genäht. Im Vergleich zu den Schmerzen, die ich bereits hinter mir hatte, war das eigentlich nichts. Ich biss fest die Zähne zusammen und konnte dabei zusehen, wie die Frau Doktor die Wunde zunähte. Ich dachte mir, jetzt gibst du dir keine Blöße und zeigst vielleicht mit Jammern und Schreien, dass es wehtut. Mir kam kein Laut über die Lippen. War ja auch gar nicht möglich, diese hatte ich in der Zwischenzeit ja schon fest geschlossen und mit meinen Zähnen festgehalten.

Dass mir jetzt dort das Blut herausrann, war in dieser Situation zweitrangig. Innerlich verteufelte ich Frau Dr. Kalisch schon ein bisschen und irgendwo kam mir der Gedanke, sie bei dieser Aktion mit einem Fleischhacker zu vergleichen. Ich hoffe, sie ist mir deshalb nicht böse. Aber als alles vorbei war, war ich ihr trotzdem dankbar, und heute nach sehr vielen Jahren mag ich sie sogar außerordentlich, da sie mir bei einem meiner folgenden Darmverschlüsse half, am Leben zu bleiben. Doch auch das kommt später. In der Zwischenzeit wurden auch die Nähte beim Seitenausgang entfernt. Die Darmenden waren zwischenzeitlich an der Bauchdecke fest angewachsen.

Zu Hause versuche ich nun ganz langsam, wieder mobil zu werden. Ich mache die ersten Spaziergänge. Zum Stadtplatz habe ich nicht weit. Wir wohnen in der Tomitzstraße, und so gehe ich an einem Donnerstag – da ist Markttag und gleichzeitig ein Treffpunkt aller alten Kollegen – auf den Stadtplatz. Das Hingehen – es sind ja nur ein paar hundert Meter – hat ganz gut funktioniert. Das Heimgehen dann leider nicht mehr. Mitten in der Pfarrgasse bricht mein Kreislauf zusammen und ich kann mich nicht mehr auf den Beinen halten. Bevor ich stürze, setze ich mich noch schnell auf den Mauersims eines Schau Fensters. Und da sitze ich nun wie ein kleines Häufchen

Elend. Zitternd, übel bis zum Erbrechen, schwarz vor den Augen, Schweiß am ganzen Körper und doch den unbändigen Willen in mir, alleine nach Hause zu gelangen. So bleibe ich dort halt sitzen, lehne dankend und doch trotzig wie ein kleines Kind alle Hilfeversuche von Passanten ab. In mir nur der Gedanke, ja nicht zu weinen. Diese Blöße gibst du dir jetzt nicht. Und so lasse ich diese Schwäche an mir vorübergehen.

Nach einiger Zeit geht es mir wieder etwas besser und ich kämpfe mich, mich an den Wänden der Häuser anhaltend, die Pfarrgasse entlang nach oben über den Brucknerplatz langsam, einen Fuß vor den anderen setzend, in die Tomitzstraße. So kam ich dann doch noch nach Hause und mein erster Weg war ins Bett und nichts als rasten.

Im Bett ist mir dann eingefallen, dass ich so langsam wohl im ganzen Leben noch nie gegangen war, selbst wenn ich das als Polizist gelernt hatte. Jetzt konnte ich auch wieder lachen, denn ich erinnerte mich an die sogenannte „Prüfung zum Revierinspektor“. Und die schaut so aus: „Du musst über den Stadtplatz gehen, ohne dass sich der Uniformmantel bewegt.“ Das war natürlich nur Spaß. Doch musste man mir beim Eintritt in den Polizeidienst das langsame Gehen wirklich lernen.

Als Kellner war ich es ja gewohnt, immer mit sehr schnellem Schritt die Gäste zu versorgen. Manchmal artete das sogar in Laufen aus. Das wäre als Polizist nicht ratsam gewesen. Erstens hätte ich nichts gesehen und gehört, und zweitens wäre ich während der drei Stunden Rayonsdienst nicht nur über die Rayongrenzen, sondern sogar über die Stadtgrenzen hinausgelaufen. Für das bisschen Geld, das wir in dieser Zeit als Polizisten bekommen haben, war es sicher gescheiter, bei den Kilometern etwas zu sparen.

Bereits am nächsten Tag ein neuerlicher Versuch. Mit vollem Willen den inneren Schweinehund bekämpfen. Nicht liegen bleiben, auch wenn es noch so schön wäre

und guttut. Nein, jetzt auf und in den nahen Park. Dort ist es kühl. Nicht zu weit, immer schön in der Nähe der Wohnung bleiben. Und das praktizierte ich ab sofort jeden Tag. Nun ging es plötzlich immer besser und ich konnte meine Spaziergänge täglich weiter ausdehnen.

Dort im Park traf ich dann auch den einen oder anderen Bekannten, einen Vorgesetzten oder manchmal auch einen Lehrer, und jetzt musste ich feststellen, dass die Operation nicht nur körperliche, sondern auch seelische Spuren hinterlassen hatte. Ich konnte mit niemandem mehr reden, ohne sofort zu weinen. Da ich mich dafür schämte, stellte ich die Spaziergänge in den Park ein und fuhr stattdessen in meine Heimat nach Brunnbach oder auf den Hengstpass. Noch dazu begann nun die Schwammerlzeit. Dort genoss ich die Natur, es war nur meine Frau mit. Ich brauchte mich von niemandem bedauern lassen. Und so erholte sich auch meine Seele.

Die Handhabung des Seitenausganges machte mir nun überhaupt keine Schwierigkeiten mehr. Ich hielt ihn immer peinlichst sauber. Und wer nicht wusste, dass ich einen Seitenausgang hatte, hätte das niemals gemerkt. Gerochen hat man das bei mir nie. Nur das ständige Tragen eines Mieders, auch bei der größten Hitze, war schon etwas beschwerlich und lästig. Doch es war auszuhalten. Durch den Aufenthalt im Wald und in der Natur bei jedem Wind und Wetter stieg auch mein Appetit, und meine durch die Operation verlorenen Kilos – es waren insgesamt sieben – versuchte ich nun wieder aufzubauen. Noch dazu da ich ja wusste, dass ich in unabsehbarer Zeit wieder eine schwere Operation vor mir hatte. Ich versuchte, mich nicht nur körperlich, sondern auch seelisch darauf vorzubereiten.

Ich ging ganz langsam wieder unter die Leute, kaufte mir eine Steirische Ziehharmonika und begann, dieses Instrument zu erlernen. Jetzt war ich mit etwas Sinnvollem beschäftigt.

Der Termin der Rückoperation des Seitenausganges kam nichtsdestotrotz mit jedem Tag näher. Ich würde lügen, wenn ich sage, dass ich mich schon darauf gefreut hätte. Auf der einen Seite die Freude, in Zukunft wieder ohne Stoma leben zu können, und auf der anderen Seite doch eine gewisse Angst vor der Operation und noch mehr vor dem, was nach der Operation alles daherkommt.

Und es kam daher – knüppeldick. Sage und schreibe insgesamt vierzehn Bauchoperationen, neunzehn – davon manche über mehrere Stunden andauernde – Vollnarkosen, unzählige Infusionen mit Antibiotika, mehrere Darmverschlüsse, Depressionen und noch einige Kleinigkeiten wie gutartiger und bösartiger Hautkrebs, der bis jetzt aber immer laut Befund im „Guten“ entfernt wurde. Beckenbruch, Schambeinbruch, Schulterluxation, Knochenmarködeme, Hörverlust, und nicht zuletzt auch noch eine Autoimmunerkrankung. Das alles folgte eins aufs andere.

Das Wichtigste: „Ich lebe.“

Und nun an dieser Stelle noch etwas ganz Wichtiges. Der Dank an die Krankenschwestern der chirurgischen Station, mit denen ich als „Stammgast“ der Chirurgie in den nächsten Jahren und auch noch heute im Privatleben zum Teil sehr gute Kontakte pflegte und pflege.

Schwester Gertraud, Elisabeth, Wiltrud, Philomena, Annabella, Edith, Thekla, Loni, Burgi und nicht zuletzt Pfleger Hermann. Danke für eure liebevolle Betreuung während meiner Krankenhausaufenthalte. Ohne euch hätte die Welt zu diesem Zeitpunkt ganz anders ausgesehen.

Aber auch ein Danke an alle Ärzte, Pfleger und Krankenschwestern in den verschiedensten Abteilungen im Krankenhaus Steyr, auf der Uniklinik Innsbruck, im Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern in Linz und im Wagner-Jauregg-Krankenhaus, die mir namentlich nicht mehr bekannt sind.

### **Gerhard Weissensteiner**

1955 in Brunnbach als Sohn des Holzknechtes Franz Weissensteiner geboren. Er erlebte die Kindheit bis 1970 in Brunnbach wie in einem Paradies.

1970 bis 1973 war er Kellnerlehrling im Taborrestaurant in Steyr. Bis 1978 arbeitete er in verschiedenen Hotels in Österreich und Deutschland als Kellner auf Saison.

Von 1978 bis 2006 war er Polizeibeamter in Steyr. 2006 musste er auf Grund schwerer Erkrankung frühzeitig in die Pension gehen.

Er lebt heute mit seiner Frau, den beiden Kindern und seiner bereits siebenundachtzigjährigen Mutter in Schiedlberg im Bezirk Steyr-Land.